



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

über Frau von Staël

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Nur Gewohnheit und Schule, nicht das eigne, freie, sinnreiche Leben sei über die Kunst zu Worte gekommen. Das alles ist in Müllers Sinn ausgedrückt.

Also doch ein Vorstoß zugunsten der Kritik, und zwar der Kritik, wie Müller sie meinte. Angekündigt wird zuletzt noch, daß solche Kritik in der zweiten Hälfte des Jahrgangs vor allem Schiller gerecht werden wolle. Müller hatte wohl zunächst seine Vorlesungen über dramatische Poesie im Auge.

In die Ausgabe der kleineren Schriften Kleists hat Steig mit Recht den Aufsatz nicht aufgenommen.

2. „Etwas über Landschaftsmalerei“ (Phöbus 4/5, 71–73; Verm. Schr. 2, 383 ff.) ist durch Reinhold Steig (S. 251) als Verteidigung, vorgebracht zugunsten Kaspar David Friedrichs erkannt worden. Müller bietet, ohne irgendeinen Maler zu nennen, nur Grundsätzliches. Er sieht im innersten Wesen der Landschaftsmalerei etwas Religiöses. Himmlisches und Irdisches erfaßt der Mensch, wo er wandelt, mit einem Blick. Hier was ihn unmittelbar umgibt, seine Hütte, die Bäume seines Gartens; dort den Äther. Aber die Gegensätze fließen ineinander. In den Wolken tritt die Erde auf die Seite des Himmels, in den Seen und Flüssen der Himmel auf die Seite der Erde. Ebenso erscheint dem Menschen, von der Gegenwart betrachtet, seine Kindheit. „An diesen Grundakkord nun binden sich alle die einzelnen harmonischen Gefühle, welche die zerstreuten Teile der Landschaft anregen mögen; an diese Weltallegorie unzählige kleine Allegorien und Träume: ein großer göttlicher Gedanke beherrscht und regelt alle die kleinen Vergötterungen, welche der Mensch mit der umgebenden Natur vorzunehmen liebt.“ So ist Landschaftsmalerei mehr allegorisch als plastisch. Drängt Bildhauerei die Ewigkeit in einen Augenblick zusammen, so stellt Landschaftsmalerei sie in einer Folge von Raummomenten dar.

Müller erörtert nur hier die Landschaftsmalerei; überhaupt nimmt bildende Kunst in seinen Schriften nicht viel Raum ein.

3. Zwei Aufsätze möchten das Wesen der Stäel im Mittelpunkt erfassen. Der erste äußert sich „Über den schriftstellerischen Charakter der Frau von Stäel-Holstein“ (St. 1, 54–56; in den „Vermischten Schriften“ 2, 357 ff.). Der zweite bespricht „Corinne ou l'Italie“ (St. 2, 42–47; Verm. Schr. 2, 364 ff.).

Müller verdenkt der Dichterin ihre Melancholie: „Unter den freisten Modulationen der Künstlerin laufen klagende Akkorde her, deren sie nicht

mächtig werden kann.“ Ein Gegensatz besteht zwischen der Fertigkeit, der Gewandtheit ihres Geists und der Einförmigkeit ihres Grundgefühls, das sich nicht zum Schweigen bringen läßt. Müller möchte diese Erscheinung erklären. Er verspürt in ihren Werken eine Umwandlung, die sich in der ganzen französischen Literatur vollzieht. Allenthalben öffnen sich die durch Sitte und vornehme Gewohnheit verschlossenen Sinne; die Formen fremder Völker, Gesinnungen und Zeiten werden ihnen klar. Die Staël verleugnet ihre Freude am Besitz der ihr angeborenen Sprache und Sitte und strebt nach einer gewissen Paradoxie der Empfindungen. „Die Empfindungen der seltsamsten Zustände, der entlegensten Zeiten will sie ihrem Gemüte geläufig machen, wie die Sprachen dem Munde: und wie einst die Franzosen nur wahrzunehmen wußten das Abweichende, Nichtfranzösische, so will sie vielmehr mit der Gerechtigkeit, die dem poetischen Genie eigen ist, das Fremde in seiner eigentümlichen und lebendigen Schönheit, d. h. gerade das Antifranzösische erkennen.“ Daher recht grelle Gegensätze der Empfindungsweise.

Die Melancholie der Staël enthüllt sich in diesem Zusammenhang für Müller als Heimweh nach einer Stelle der Welt, die man verschert zu haben glaubt, indem man den Lockungen eines neuen Zeitgeists folgte. Die ganze gegenwärtige Generation leide an solchem Heimweh, das nichts anderes in sich berge als das Verlangen, allen raschüberkommenen Reichtum mit der entflohenen Ureinfaft des Genußes zu versöhnen. In „Corinne“ weht diese Luft aus dem vergangenen Leben her. Recht weiblich werde der Ursprung dieser Luft von dem wirklichen Vater hergeleitet. Müller meint ein deutsches Wort gegen solche Melancholie auszusprechen, indem er der Verewigung der Väterlichkeit das Weitergeben der heiligsten Gefühle entgegenstellt, das der Mutter zufällt, wenn sie sich der Zukunft zuwendet und deren Repräsentanten, dem eigenen Kind.

Am Schluß des ersten Aufsatzes druckt Müller eine französische Versübertragung von vier Strophen der „Resignation“ Schillers ab. Ein erleuchteter Beschützer der Kunst habe ihm dies Bruchstück mitgeteilt.

Der zweite Aufsatz stellt deutsche und französische Literatur wie Entäußerung und Entfremdung einander entgegen. Beide Völker neigten sich von solcher Einseitigkeit wieder zur Vereinigung zurück. Wie der Deutsche dabei Nachsicht für seinen Mangel an äußerer Gefälligkeit, Verständlichkeit und Allgemeingültigkeit erbitte, so solle auch der Staël

nicht vorgeworfen werden, daß sie der Sicherheit des Geists entbehrt, an der das Herz größern Anteil hat.

Müller freut sich, wie eine weibliche Seele von vielfältiger Schönheit sich in den Romanen der Staël, wenn nicht entkleide, doch in so mannigfaltigen öffentlichen Umkleidungen zeigen wolle, daß von der Form ihrer Glieder nichts verborgen bleiben kann. (Mußte er noch ausdrücklich daran erinnern, daß die Athener ohne Argerniß Phryne ihre körperlichen Reize vor aller Augen enthüllen sahen?) Hier steht das weis sagende Wort: „Sollte Anmaßung, übertriebenes Selbstgefühl, oder gar hochmütiges Mitleid mit den Deutschen, in diesen oder künftigen Werken der Frau von Staël sichtbar sein, so kann dies unser Urteil weiter nicht bestimmen, da wir zu gut wissen, wie natürlich und wie vorübergehend auch solche Anwandlungen in einem so schön zerrissenen Gemüte sind.“

Nicht unbedenklich findet Müller, daß unser Interesse zwischen der Dichterin und Corinne wie zwischen zwei Zwillingsschwestern sich teile, daß Frau von Staël überhaupt zu viel ihres eigenen Ichs allen Gestalten des Romans mitgegeben habe. Interessant genug nennt er ein weibliches Gemüt, das mitten im Schmerz nicht vergiftet, wie schön er steht, das nicht über die Sache selbst, vielmehr darüber gerührt ist, daß diese Rührung in den Augen anderer etwas so Rührendes sei. „Die Reflexion über den Schmerz ist stärker als der Schmerz.“

Schon Schiller hatte, als er sentimentalisches Dichten des 18. Jahrhunderts deutete, auf Verwandtes hingewiesen. So erörtert auch Müller nun den Begriff des Sentimentalischen. Er stellt die „innigere“ Sentimentalität Schillers, wie sie etwa in dem Gedicht „Resignation“ sich ausdrücke, in Gegensatz zu einer „Koketterie der Sentimentalität“, die nur ein Wucher sei, der mit Schmerz getrieben wird. Sei es doch um allen gründlichen Schmerz getan, sobald man um der Teilnahme der übrigen willen sich im Schmerz wohlzugefallen anfange. Frau von Staël wisse („wie wir andere eben auch“, setzt Müller versöhnlich hinzu) von so vielen Dingen, Gefühlen und Schmerzen, ohne sie erlebt zu haben. Sie empfindet dem Leser manches vor, das sie selbst andern nachempfunden hat. Daher spiele jedes Gefühl in ihrer Brust eine theatra lische Rolle; und wir erhalten die meisten Eindrücke ihrer Werke durch die zweite, dritte Hand.

Solchen Einwänden folgt das Zugeständnis Müllers, daß „Corinne“ innerlich mehr Gleichgewicht habe als ihre Vorgängerin „Delphine“. Immer zwar noch sei die Staël nicht unparteiisch genug, ihren Lieblingsgegenstand, das Schwan ken eines männlichen Herzens zwischen einer

weiblichen und einer geistreichen Frau anders zu fassen, als daß auf die Seite der geistreichen Frau das Hauptgewicht falle. Aber in „Corinne“ sei die weibliche Frau mit steigender Vorliebe behandelt. Unverkennbar sei überhaupt die große Revolution, die seit der Vollendung der „Delphine“ im Gemüt der Staël vorging. „Es ist, als wäre sie mit neuen Elementen des Lebens bekannt geworden, als wäre sie in eine größere Schule gekommen.“ Freilich stünden aus diesem Grund alle einzelnen Personen des neuen Romans denen des ältern nach. Die männliche Hauptgestalt der „Corinne“ habe viel von dem zusammengefügten König in Goethes „Märchen“. Der Tod des Vaters allein erkläre die gewaltige Veränderung nicht. Der Aufsatz schließt andeutungslustig: „Irren wir uns nicht, — so hat sie Deutschland in diesen Tagen zuerst kennen gelernt.“ (Meint Müller wirklich, daß Deutschland die Dichterin gewandelt hat?)

Heißt es übertreiben, wenn ich diese beiden Aufsätze über die Staël zu einem der allerbezeichnendsten Bekenntnisse Müllers mache? Fast nie hat er sich über eine einzelne Dichtung seines Zeitalters, abgesehen von Goethe, gleich ausführlich ausgesprochen und mit gleichem Bedürfnis, ins Tiefste hineinzuleuchten. Zugleich in derart zugespitzt epigrammatischer Form. Wie Caroline und Friedrich Schlegel in dem Fragment des „Athenäums“ (Nr. 421) über Jean Paul will Müller Letztes herausholen. Doch viel plastischer — wohl auch dank Caroline — ist das Fragment gestaltet. Und noch weit mehr als dies Fragment gerät Müller hier in die üble Lage, den Anschein des Beurteilers zu wecken, wo er nur das Wesen seines Gegenstands aufdecken will. Ist das noch „vermittelnde Kritik“?

Geistvoll, aber spitzfindig, scharfsinnig bis zur Lüstelei, mit Wendungen, die zielsicher die Worte prägen, kennzeichnet Müller Wesenszüge der Staël, die auch später wieder festgestellt wurden, vor allem ihr inneres Verhältnis zu ihren Dichtungen und zu ihren Gestalten. Das geschieht scheinbar im Dienst einer willigen Hochschätzung. Allein immer wieder gleitet es zu Ablehnung weiter. Fast sähe man sich verlockt, auch mit Müller selbst, zunächst mit dieser Äußerung über die Staël, in gleicher Weise zu verfahren. Die Frage drängt sich auf, ob Müller nur unter der Hülle des Lobes absprechen wollte. Tatsächlich bot er bald darauf in den „Abendblättern“ (in Nr. 5) einen Spottartikel über die Staël. Steig drückt ihn ab und erläutert ihn (S. 497 ff.). Die kommende Arbeit der Staël, ihr Buch über Deutschland, wird angekündigt. Müller glaubt annehmen zu dürfen, in dem Buch über Deutschland werden wir „behandelt werden, wie es einem jungen,

gesund, mitunter etwas schwärmerischen, oder störrigen, oder stummen, oder ungeschickten Liebhaber gebührt, den eine solche Dame in die Welt einzuführen würdigt". „Wie der Bär im Park der Madame Staël." Wirklich treffend darf Müller sagen, Deutschland eigne sich unvergleichlich für die „douce mélancolie" seiner Beschützerin. Den Grundton des angekündigten Werks ahnt er da richtig voraus. Immer aber ist es, als wolle er von vornherein „hochmütiges Mitleid" ablehnen. Ein Satz zu Beginn des zweiten Artikels im „Phöbus" — er ist oben abgedruckt — will solches Mitleid noch entschuldigen. Jetzt heißt es spöttisch: „Was wären wir Deutsche auch, wenn es keinen Villers und keine Staël gäbe?"

Sichtlich erweckte das Auftreten der Staël in Deutschland derartige Befürchtungen. Vor der Welt hat die Staël recht behalten, aber ein wahrer Kern birgt sich in Müllers Spott. Es läßt sich begreifen, daß dieser Spott in den „Abendblättern" zum Durchbruch gelangte. Waren sie doch ein Kampfblatt für das Deutschtum. Müller hatte die Staël inzwischen von Angesicht kennen gelernt; wenn dem unzuverlässigen Barnhagen geglaubt werden darf, hätte Müller bei diesem Zusammentreffen den kürzern gezogen (vgl. J. Bara, Adam Müller, ein Lebensbild, Jena 1930 S. 89). Immerhin brachte das Heft 6 des „Phöbus" nach dieser Begegnung noch die Übersetzung von Schillers „Siegesfest" durch die Staël, sicherlich zu Müllers Freude. Er stellte den Beitrag der Staël an die Spitze des Hefts. In der Zeit der „Abendblätter" hatte sich das völlig geändert. So konnte Müller nun auch neben Caroline von Fouqué, der deutschen Frau, die Staël herabsetzen und den Empfindungsballast, den sie auf allen Museen und Landstraßen Europas zusammengelesen, und ihren gesprächigen, wollüstigen Trübsinn, der in seinem eigenen Nebel schwelge, verhöhnern. Im „Phöbus" war solcher Vorwurf noch mit Schmeicheln umhüllt.

Spitzer und ablehnender, allerdings nicht so scharf wie die Notiz der „Abendblätter", klingt auch in der neunten Vorlesung „Von der Idee der Schönheit" (S. 193 f.) Müllers Urteil, wenn er die „Lehrjahre" gegen den engen Sittlichkeitsbegriff der Romane der Staël ausspielt.

Alle diese Äußerungen über die Staël bezeugen, wie persönlich angriffslustig Müller werden kann, wenn er — er tut es selten — sich mit der Persönlichkeit eines Menschen auseinandersetzt, wenn er sie charakterologisch erfassen will. Weiß man, wie leicht Charakterologie wie jeder Versuch, die Seele eines Menschen auszuschöpfen, ins Ver-

neinen gerät, so läßt sich fragen, ob Müller nicht schon im „Phöbus“, bei einem vereinzelt Versuch solcher Seelendurchleuchtung, unwillkürlich zu einer Entwertung gelangt, während er doch verstehen möchte. Er wollte hier vielleicht loben, was ihm eigentlich doch nicht gefiel, wollte mindestens ein williges Verstehen bezeugen; und was herauskam, war wesentlich Verneinung.

Ähnlich erging es ihm zuletzt mit Johannes von Müller.

4. Auch Johannes von Müller bekommt in dem Aufsatz des „Phöbus“ mit der Überschrift „Die Schule Johann von Müllers“ (Stück 8, 39 ff.) Unangenehmeres zu hören als später. Ausgesprochene Absicht des Aufsatzes ist, den Unterschied zwischen den früheren und den späteren Schriften des Schweizers anzuzeigen. Minder wichtig sind die Äußerungen, die von der Überschrift angekündigt werden. Als „Schule“ erscheinen Luden, Hornayr, Dippolt. (Verm. Schr. I, 195 ff.)

Tatsächlich begnügt sich Müller mit einer Charakteristik der frühen Schriften. Als Grenze zwischen beiden Gruppen gilt ihm das Erscheinen des vierten Teils der Schweizergeschichte im Jahre 1805. (Er beginnt im Jahre 1443.) „Bei den Neueren scheint der vortreffliche Geschichtsschreiber nur zu lustwandeln; bei den Alten zu wohnen und mit ihnen Krieg zu führen.“ So knapp drückt Müller den Unterschied aus. Er erläutert das noch durch den Einwand, den er gegen Johannes von Müllers Werke über neuere Geschichte erhebt, in ihnen scheine geschichtliche Unparteilichkeit mehr und mehr allein aufzutreten, ohne das Gegengewicht eines großen und gewaltigen persönlichen Interesses. Wie das gemeint ist, ergibt sich aus der Charakteristik der frühen Schriften des Schweizers. Hier erfüllt Johannes von Müller den Anspruch seines Beurteilers, „in dem schönen Gehorsam gegen die Quellen und die verschiedenen Parteiansichten, aus denen er seine Geschichte bildet, nicht den eigentümlichen Charakter, d. h. nicht die erhabene Vorliebe für das Vaterländische und den jugendlichen gerechten Haß für das Fremde“ zu verlieren. Ein klarer Haß wird verlangt, der den Wert des Ausländischen sehr wohl erkennen kann, dem aber die Liebe zum Vaterländischen viel zu sehr ans Herz gewachsen ist, als daß sein Gemüt sich je von ihr abwenden könnte.

Vaterländische Geschichte im Gegensatz zu einer übervollkommenen Universalgeschichte ist für Müller wahre Aufgabe des Deutschen, gerade weil Deutschland sich so leicht in das Ausländische finde, in fremde Sprachen und Sitten, und keine Nationalvorliebe dulden wolle. Müllers vermittelnde Kritik kommt hier in Zwiespalt mit seinem Volks-